

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Der Unglaube der Massen

Wir haben schon vor längerer Zeit von der Tätigkeit des Dominikanerpaters Loew berichtet, der als Arbeiter zu den Hafendarbeitern von Marseille gegangen ist, um dort eine völlig ungläubig gewordene Volksgruppe wieder für das Christentum zu gewinnen. Pater Loew berichtet in der Februar-Nummer der Zeitschrift „Masses Ouvrières“ von dem Zustand dieser proletarischen Bevölkerung, in der nun seit drei Jahren eine missionarische Gruppe gearbeitet hat. Sein Bericht besteht aus einer Anzahl von Äußerungen, die diese Gruppe während ihrer Arbeit gesammelt hat. Er ist also völlig realistisch und ohne Illusionen. Er entwirft ein außerordentlich negatives Bild von dem religiösen Zustand dieses Großstadtproletariats, das mit gewissen Abwandlungen vermutlich dem Großstadtproletariat in den meisten westlichen Ländern entspricht.

Pater Loew setzt also ein Bild zusammen aus einer Reihe von Anekdoten, die er für bezeichnend hält: keiner extremen Fälle, wie er betont, sondern solcher, die die allgemeine Lage widerspiegeln. Die missionarische Gruppe, die diese Anekdoten zusammengetragen hat, ist der Bevölkerung wirklich nahe gekommen, indem sie möglichst an deren Leben teilgenommen hat. Daher haben die Leute ihnen gegenüber keine Scheu gehabt und sich gegeben, wie sie wirklich sind, während sie im allgemeinen einem Geistlichen gegenüber eine Maske vornehmen. Der Arbeitermissionar muß vor allem die Sprache der Arbeiter lernen, ihre Worte gebrauchen und nicht in der ihnen unverständlichen Weise der kirchlichen Konvention reden.

Wenn man von Entchristlichung spricht, meint man im allgemeinen den Verlust der religiösen Praxis, denkt jedoch, wenn auch diese verloren sei, so lebe doch ein gewisser christlicher Geist noch fort, der sich z. B. in Freigebigkeit, Solidarität, Opferfähigkeit, in dem „guten Herzen“ zeige. Diese Eigenschaften hat das Volk tatsächlich, aber es zeigt sich, daß sie rein natürlich bleiben.

Kein Glaube an Gott und Unsterblichkeit

Die erste Wahrheit für einen Christen ist die, daß Gott Geist ist und daß Gott den Menschen nach seinem Bild geschaffen hat. Von 100 Arbeitern nun glauben 99 absolut nicht an einen Geist-Gott, noch an die unsterbliche Seele des Menschen. Diese Feststellung ist ganz allgemein gültig. Eine gewisse Zahl, etwa 30%, gibt zu, daß es „etwas über uns“ geben muß (niemals heißt es: Jemanden). Was sie sich darunter vorstellen, ist schwer zu sagen; es ist das „Geheimnis der Natur“. Die Leute wehren sich aber heftig, wenn man es Gott nennen will. Die meisten nehmen irgend eine geheime Kraft an, die die Welt erschaffen hat, aber sie stellen sie sich gewöhnlich nicht als Person vor, oder wenn doch, so als eine Art sehr intelligenten Menschen, der „am Anfang“ gelebt und die Welt erschaffen hat und dann gestorben ist. Das alles ist sehr verworren.

Der übliche Einwand ist: „Hast du vielleicht den lieben Gott gesehen? Also!“ Auf gar keinen Fall betet man zu

diesem Gott. Manche Leute verstehen unter Religion ganz einfach Gutes tun.

Auch die, die glauben, sie hätten noch Religion, haben in Wahrheit nur einen gewissen unbestimmten Aberglauben. Für diese ist Gott ein Wesen, das man um Gesundheit, Arbeit, Gewinn in der Lotterie bitten kann. Sobald aber ein Unglück geschieht, wirft man den Glauben über Bord. Viele haben ihn durch den Krieg verloren. Wenn man die Kinder im Religionsunterricht fragt: „Wer hat schon sagen hören, daß es keinen lieben Gott gebe?“, so erheben alle den Finger. „Warum?“ fragt man. „Weil man ihn nie gesehen hat... weil es sonst keinen Krieg gäbe... weil es sonst nicht all das Unglück gäbe...“.

Ganz besonders eindeutig ist es, daß außerhalb der kirchentreuen Familien kein Mensch an die Unsterblichkeit der Seele glaubt.

Eine Frau, die bei einer häuslichen Zusammenkunft schließlich zugegeben hatte, es könne doch wohl sein, daß die Welt nicht von selbst entstanden sei, rief mit unverkennbar tiefer Überzeugung: „Das werden Sie mich niemals glauben machen, daß mit dem Tod nicht alles zu Ende ist!“ Die anderen Anwesenden sagten nichts dazu, auch nicht die, die sonntags in die Messe gingen.

Man muß diese Einmütigkeit im Fehlen jeglichen Glaubens an alles, was Geist ist, immer wieder betonen. Diese Einstellung färbt selbst bis auf die „Gläubigen“ ab; wieviel mehr erscheint den andern das Leben nach dem Tod als reines Kindermärchen! Sie glauben meist sogar nicht, daß die Priester daran glauben. Sie können sich nicht vorstellen, daß ein Erwachsener anders als sie denken könnte, und halten die Religion für eine Sache für Kinder und alte Leute.

Rein natürliche Ethik

So wie der Geist, das Absolute, nicht für sie existiert, so existiert auch das Gewissen nicht. Ganz besonders hat die Lüge, wenn sie nicht mit einem Schaden für den Nächsten verbunden ist, nichts Unerlaubtes. Man nimmt es nicht genau und man setzt das Gleiche auch bei anderen voraus. Man ist z. B. überzeugt, daß die Priester lügen, wenn sie sagen, sie hätten nichts mit Frauen zu tun; denn das hält man für unmöglich. Man wirft den Priestern als Stand vor, daß sie Heuchler seien; aber man findet nichts dabei, daß sie in einem solchen besonderen Fall lügen: das gehört nun einmal zu ihrem Beruf. Im übrigen ist die Lüge überhaupt gut, sobald sie einen Schatten von Berechtigung hat, z. B. einem Kranken die Wahrheit verbergen, Unannehmlichkeiten vermeiden, ein gewünschtes Ziel erreichen. Dieser Punkt der Wahrhaftigkeit ist einer derjenigen, in dem sich die „heidnische“ und die christliche Haltung am schroffsten gegenüberstellen.

Das einzige allgemein anerkannte Gesetz ist, daß man den Forderungen der Natur nicht widerstehen kann. Das betrifft vor allem die Geschlechtsmoral. Man findet es z. B. ganz normal, daß ein Mann seiner Frau untreu ist, wenn diese krank oder verweist ist.

Ein anderer Punkt, der den völligen Mangel an christ-

licher Haltung verrät, ist der des Verzeihens. Gewiß, man versöhnt sich leicht und „bringt die Sache wieder in Ordnung“. Aber die Vaterunserbitte „Vergib uns, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“ wird nicht als etwas Schönes, Wünschenswertes und Gutes angesehen.

Das Fortdauern kirchlicher Bräuche

Nach der Beleuchtung des allgemeinen Geisteszustandes dieser Kreise geht der Bericht zur Untersuchung der religiösen Praxis über, die anscheinend erheblich höhere Zahlen ergibt, als man nach dem Bisherigen annehmen sollte, zumal was Taufe, Erstkommunion, Hochzeit und Begräbnis betrifft. Aber was hat es damit auf sich?

Bei den „Christen“ im Volk muß man zwei Gruppen unterscheiden: die eine, die sonntags in die Kirche geht und die die 1 oder 2% wirklich Gläubiger in dieser Bevölkerung darstellt. Ihnen kann man noch einige wenige alte Leute zuzählen, die ihre Ostern halten und wirklich glauben, wenn sie auch im übrigen nicht zur Kirche kommen. Die andere Gruppe besteht aus sämtlichen übrigen, die zu den oben erwähnten Riten kommen, aber nicht einmal ein Minimum von Glauben an die wesentlichen Wahrheiten besitzen.

Wenn man die Kinder taufen läßt, so geschieht das häufig aus einer Art Aberglauben: man fürchtet, daß dem Kleinen sonst „etwas fehlen würde“. Insofern ist die Taufe etwas, was man beanspruchen kann und was man beim Geistlichen bestellt, so wie man irgend etwas in einem Kaufhaus bestellt.

Die Erste Kommunion ist bei diesen Leuten ebenfalls nur eine Sache des Brauches. Außerdem gibt sie Anlaß zu einem Fest.

Auch die kirchliche Eheschließung findet statt, weil „es bei uns immer so gemacht worden ist“. Aber tatsächlich glaubt der junge Mann gewöhnlich überhaupt nichts, und bei dem jungen Mädchen geht es meist nicht über den hl. Antonius von Padua hinaus. Die vorherige Beichte will niemand, man hält sie für eine Erfindung der Neugier der Geistlichen. Aber schließlich beichtet man, weil es nun einmal so sein muß, und selbstverständlich sagt man nur, was man gerade will.

Am kirchlichen Begräbnis schließlich hält man fest, weil man doch nicht „wie ein Hund verscharrt werden“ will. Innerhalb von 18 Monaten hat diese Bevölkerung nur dreimal nachts einen Geistlichen zu einem Sterbenden gerufen und etwa vier oder fünfmal am Tag.

Alle diese Riten haben also in dieser heidnischen und immer heidnischer werdenden Umgebung keinerlei religiösen Wert mehr. Sie gehören nur noch zu den Gebräuchen und verbinden mit den Vorfahren, aber nicht mit Christus und der Kirche. Je größer die Familie ist und je fester sie zusammenhält, desto mehr hängt sie auch an diesen Gebräuchen.

Immer weiterer Rückgang der Praxis

Dazu kommt, daß der Kreis praktizierender Christen immer mehr zusammenschumpft. Neuen Zuwachs gibt es so gut wie gar nicht. Die Kinder praktizierender Christen hören auf zu praktizieren, die Jungen meist mit 14 oder 15 Jahren, die Mädchen, wenn sie heiraten. Diejenigen, die noch zur Kirche kommen, tun es ohne Begeisterung, und ihre Lebenshaltung ist schon weitgehend heidnisch

und unterscheidet sich kaum von der der andern. Das ist das traurige Ergebnis, das in dieser Bevölkerung festgestellt werden mußte. Pater Loew schließt mit folgenden Worten:

„Wir bekennen, daß wir, wenn wir heiliger wären, solche Dinge nur mit Tränen schreiben könnten. Aber es würde uns umso verantwortungsloser erscheinen, die Augen zu schließen, als in 20 Jahren vielleicht sogar nicht einmal mehr die Gebräuche übrig sind... Wenn wir uns in Illusionen wiegen, wird diese Lüge schließlich alles verderben. Denn die Gebräuche verschließen die Augen und Herzen dem wahren Christentum, Geist und Leben. In den Augen des Volkes erniedrigen sie uns zum Rang von Verkäufern von Illusionen, Wahrsagern, Kartenschlägern und andern Scharlatanen, denen man zum Opfer fällt und die man sogar aufsucht, obwohl man sie haßt, weil man den Verdacht hat, daß sie die arme Welt ausnutzen“.

Die christliche Verkündigung im Zeitalter der Masse

Im „Deutschen Pfarrerblatt“ der evangelischen Pfarrervereine (1. und 15. 3. 1949) behandelt der Tübinger Professor DDr. Thieliicke das Problem, wie christliche Verkündigung an das Bewußtsein der Zuhörer anknüpfen könne, nachdem sowohl die christliche Tradition wie auch die Idee der humanitas im griechischen Sinne aus der Vorstellungswelt der Masse verschwunden sind. Thieliicke will durch diesen Beitrag zur Kritik der Ergebnisse von Amsterdam (2. Sektion, vgl. Herder-Korrespondenz 3. Jhg., Heft 3, S. 134) beitragen.

Die Vorstellungswelt des modernen Menschen

Auch wenn die evangelische Dogmatik dabei beharrt, eine Anknüpfungsmöglichkeit der Gottesbotschaft an die Natur zu leugnen, ist die Kirche nicht davon entbunden, ihre Botschaft in eine bestimmte geistige Situation und mit deren Ausdrucksmitteln auszurichten. Heute wendet sie sich nach Form und Sprache immer noch — zu Unrecht — vom griechisch-abendländischen Denken und Empfinden aus an die Menschen oder setzt ein solches bei ihnen voraus. Aber nicht nur die Sprache Kanaans, sondern auch die Sprache Griechenlands ist unverständlich geworden. Die vom Ökonomischen oder jedenfalls vom Sinnlich-Materiellen her geprägte Vorstellungswelt des Arbeiters hat die Allgemeinheit erfaßt und redet in einer neuen Sprache, d. h. sie verbindet mit alten Worten neue Gehalte. „Es geht um die Frage, ob überhaupt die abendländische Sprache noch Vermittlerin des Kerygmas sein könne“. Beispielsweise sagt die Rede vom unendlichen Wert der Menschenseele demjenigen nichts mehr, der Wert als Geldeinheit und Seele als Lebens- oder Leistungskraft im ökonomischen Sinne versteht.

Es gibt zwei Heilsbewegungen, sagt Thieliicke, die das erfaßt haben: Die Moralische Aufrüstung und die Heilsarmee. „Man hat dort den abendländischen Predigtstil radikal verlassen; offenbar weil man zu wissen glaubte, daß der neuabendländische Mensch weder auf seine Sünde, noch auf sein Gewissen, noch auf den Sinn des Lebens, noch auf das Theodizeeproblem oder eine andere Erscheinung der geistigen Welt oder Umwelt des Chri-